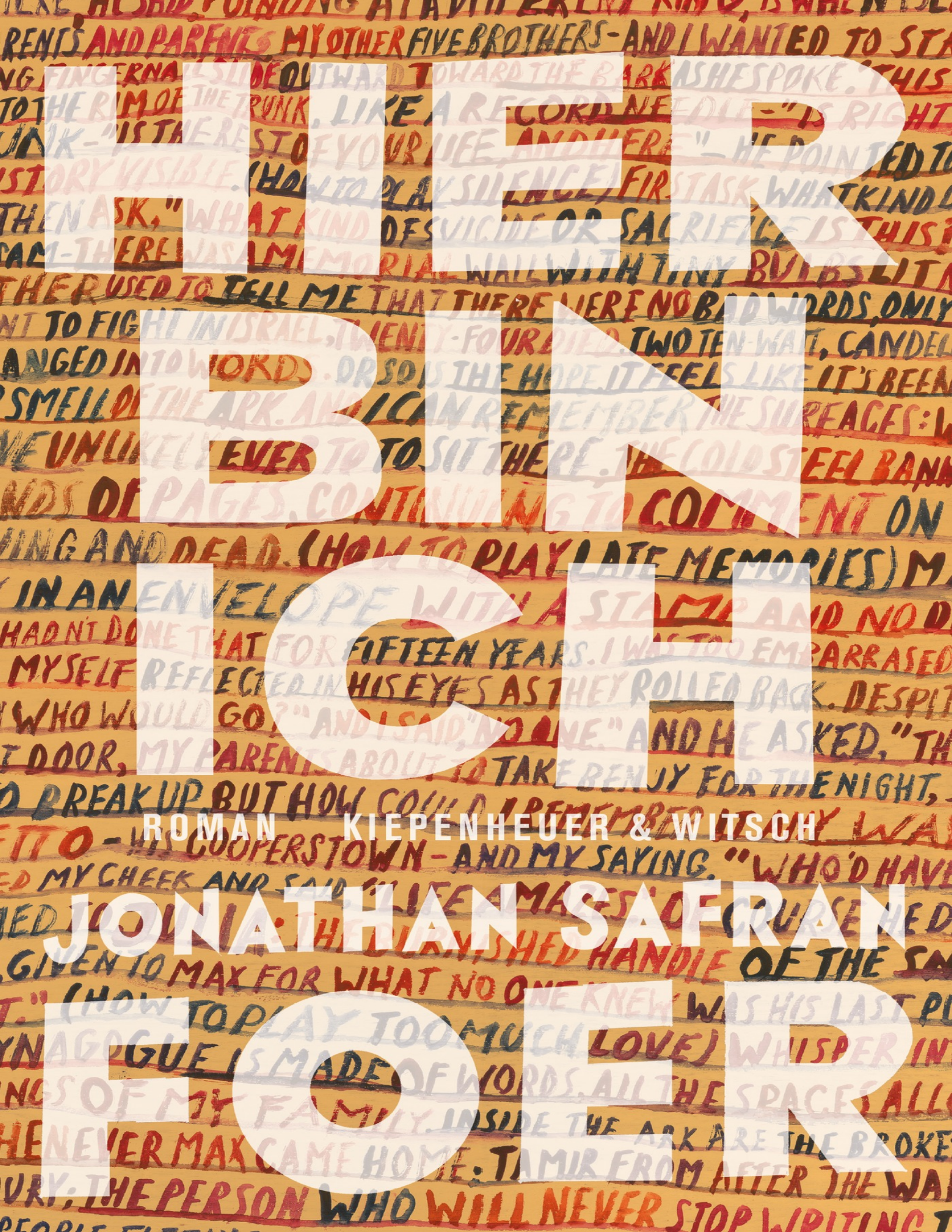




ROMAN KIEPENHEUER & WITSCH

JONATHAN SAFRAN

FOUR

Jonathan Safran Foer

Hier bin ich

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Henning Ahrens



Kurzübersicht

Buch lesen

Titelseite

Über Jonathan Safran Foer

Über dieses Buch

Inhaltsverzeichnis

Impressum

Hinweise zur Darstellung dieses E-Books

Über Jonathan Safran Foer

Jonathan Safran Foer, geboren 1977, studierte in Princeton Philosophie. Er gehört zu den profiliertesten amerikanischen Autoren der Gegenwart. Seine beiden Romane »Alles ist erleuchtet« und »Extrem laut und unglaublich nah« wurden mehrfach ausgezeichnet und in 36 Sprachen übersetzt. Er lebt in Brooklyn, New York.

Der Übersetzer

Henning Ahrens, geb. 1964 in Peine, studierte Anglistik, mittlere und neuere Geschichte sowie Kunstgeschichte in Göttingen, London und Kiel. Er veröffentlichte zuletzt den Roman 'Glantz und Gloria' und den Lyrikband 'Kein Schlaf in Sicht'. Zu den von ihm übersetzten Autoren gehören Saul Bellow, Richard Powers, Hanif Kureishi und Khaled Hosseini.

Über dieses Buch

Wie können wir all die Rollen, die wir zu spielen haben, glaubhaft unter einen Hut bekommen? Wie gleichzeitig Sohn, Vater und Ehemann sein? Oder Mutter, Ehefrau und Geliebte? Oder gar Amerikaner und Jude? Mit diesen Fragen beschäftigt sich Jonathan Safran Foer in seinem ersten Roman seit elf Jahren.

»Hier bin ich« erzählt drei turbulente Wochen im Leben einer Familie in tiefer Krise. Julia und Jacob haben sich auseinandergelebt, doch wie könnten sie sich einfach trennen, ohne dass ihre drei Söhne darunter leiden, oder gar sie selbst? Lieber diskutieren sie alle Szenarien tagelang durch und kümmern sich aufopferungsvoll um den inkontinenten Hund und die bevorstehende Bar Mitzwa des Ältesten. Als die israelische Verwandtschaft in Washington D. C. eintrifft, ereignet sich plötzlich ein katastrophales Erdbeben im Nahen Osten und die Ereignisse überschlagen sich.

Safran Foer schreibt sich mit seinem dritten Roman endgültig in den Olymp der amerikanischen Literatur.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Here I am* bei Farrar, Straus and Giroux New York

© 2016 by Jonathan Safran Foer

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Henning Ahrens

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

eBook © 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln nach dem Originalumschlag von Farrar, Straus and Giroux

Covermotiv: © gray318

ISBN 978-3-462-31585-1

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung,

Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Hinweis

Widmung

I Vor dem Krieg

Zurück zum Glück

Hier bin'icht ich

Glück

Eine Hand so groß wie Deine, Ein Haus so groß wie dieses

Hier bin'icht ich!

Epitom

W-Ä-R-E-D-O-C-H-N-I-C-H-T-G-E-L-8

Epitom

Hier bin'icht ich

Irgendjemand! Irgendjemand!

Das N-Wort

II Erfahrung der Endlichkeit

Antietam

Damaskus

Die verborgene Seite

Noch nicht

Das andere Leben eines anderen

Der fiktive Notfall
Der andere Tod eines anderen
Eine komplette Wiedergeburt

III Vom Nutzen einer jüdischen Faust

Einen Stift halten, zuschlagen, Eigenliebe
Das L-Wort
Vielleicht war es die Entfernung
Zu guter Letzt ist das eigene Zuhause perfekt
Die Israelis sind da!
Wirklich echt
Wey iz mir
Die zweite Synagoge
Das Erdbeben

IV Fünfzehn Tage von fünftausend Jahren

V Keine Wahl ist auch eine Wahl

Nichts ist nicht politisch
Wolle oder Wolke
Was wissen die Kinder?
Die ehrlich gemeinte Version
Manches lässt sich heute nicht so leicht sagen
Die Namen waren großartig
Wiedergeburt

Nur noch die Klage
Schaut! Ein weinendes hebräisches Baby
Das Löwengehege
Im Türschlitz
Wer ist im menschenleeren Zimmer?
De zelbe Prayz

VI Die Zerstörung Israels

Kehrt heim
Heute bin ich kein Mann
O Juden, euer Stündlein hat geschlagen!
Kehrt heim
Heute bin ich kein Mann
O Juden, euer Stündlein hat geschlagen!
Kehrt heim
Heute bin ich kein Mann
O Juden, euer Stündlein hat geschlagen!
Kehrt heim
Heute bin ich kein Mann
O Juden, euer Stündlein hat geschlagen!
Kehrt heim

VII Die Bibel

VIII Zuhause

Die Rede des Präsidenten im Kapitel »Nichts ist nicht politisch« ist eine Abwandlung der Rede, die Präsident Obama 2010 nach dem Erdbeben auf Haiti hielt.

Bei den in Teil VII zitierten Gedichten handelt es sich um Franz Wrights »Year One« und »Progress«.

Radiolab, Invisibilia, 99 % Invisible und Dan Carlins Hardcore History haben mich zu den Podcasts inspiriert, die Jacob hört.

*Für Eric Chinski,
der mich durchschaut,
und für Nicole Aragi,
die mich durchschaut*

I Vor dem Krieg

Zurück zum Glück

Zu Beginn der Zerstörung Israels überlegte Isaac Bloch, ob er sich umbringen oder ins jüdische Seniorenheim gehen sollte. Er hatte in einer Wohnung gelebt, in der die Bücher bis zur Decke reichten und die Teppiche so dick waren, dass Würfel darin verschwanden; danach in einer Anderthalb-Zimmer-Wohnung mit Lehmbohlen; im Wald unter gleichgültigen Sternen; unter den Fußbodendielen eines Christen, dessen Rechtschaffenheit eine halbe Welt und ein Dreivierteljahrhundert später durch das Setzen eines Baumes gewürdigt wurde; in einem Loch, und das so viele Tage, dass er die Knie nie wieder ganz durchdrücken konnte; unter Roma und Partisanen und halbwegs anständigen Polen; in Übergangs-, Flüchtlings- und Vertriebenenlagern; auf einem Schiff mit einer Flasche, in die ein schlafloser Agnostiker ein Schiffchen gezaubert hatte; auf der anderen Seite eines Ozeans, den er nie ganz überqueren sollte; über einem halben Dutzend Lebensmittelläden, die er im Schweiß seines Angesichts aus dem Boden gestampft hatte, um sie dann mit geringem Gewinn zu verkaufen; mit einer Frau, die die Schlösser so oft überprüfte, bis diese kaputtgingen, und die mit zweiundvierzig an Altersschwäche starb, ohne ein Wort des Lobes, dafür aber mit den sich unaufhörlich teilenden Zellen ihrer ermordeten Mutter im Gehirn; und schließlich, während des letzten Vierteljahrhunderts, in einer schneekugelstillen Hochparterrewohnung in Silver Spring: Auf dem Kaffeetisch vergilbten zehn Pfund Roman Vishniac; im letzten noch funktionierenden Videorekorder der Welt entmagnetisierte sich *Feinde – Die Geschichte einer Liebe*; in einem Kühlschranks, mumifiziert durch die Fotos großartiger, genialer, tumorfreier Urenkel, mutierte Eiersalat zu Vogelgrippe.

Deutsche Fachgärtner hatten Isaacs Stammbaum bis auf den Boden Galiziens gekappt. Doch mit Glück und Intuition und ohne Hilfe von oben hatte er die Wurzeln auf die Bürgersteige von Washington D.C. verpflanzt und durfte miterleben, wie der Baum wieder ausschlug. Und solange Amerika sich nicht gegen die Juden wandte – *bis*, berichtigte Irv, sein Sohn –, würde er weiter blühen und gedeihen. Dann wäre Isaac natürlich längst wieder in einem Loch. Es würde ihm nicht mehr gelingen, seine Knie ganz durchzudrücken, doch in Anbetracht seines unbestimmbaren Alters und unbestimmbarer Erniedrigungen, die ihm irgendwann bevorstanden, musste er die jüdischen Fäuste öffnen und sich den Anfang des Endes eingestehen. Die Diskrepanz zwischen Eingeständnis und Akzeptanz nennt man Depression.

Das Timing war selbst dann unglücklich, wenn man von der Zerstörung Israels absah: In wenigen Wochen feierte sein ältester Urenkel Bar Mizwa, eine Zeremonie, die Isaac als Ziellinie seines Lebens galt, nachdem er die früher gezogene Linie, die Geburt seines jüngsten Urenkels, überschritten hatte. Aber niemand kann bestimmen, wann die Seele eines alten Juden den Körper und dieser Körper die geliebte kleine Wohnung für den nächsten Körper auf der Warteliste räumt. Die Mannwerdung lässt sich ja auch nicht beschleunigen oder stoppen. Andererseits sind der Kauf eines Dutzends Flugzeugtickets ohne Rücktrittsrecht, die Reservierung eines Trakts im Washingtoner Hilton und die Entrichtung einer Kautions von \$ 23000 für eine Bar Mizwa, die seit den letzten Olympischen Winterspielen im Kalender steht, keine Garantie dafür, dass die Sache tatsächlich wahr wird.

Eine Gruppe von Jungen trabte durch die Flure von Adass Jisroel, lachend und knuffend, während ihr Blut, dem Nullsummenspiel der Pubertät gehorchend, aus den sich entwickelnden Gehirnen in die sich entwickelnden Genitalien schoss und wieder zurück.

»Jetzt mal im Ernst«, sagte einer, wobei sich das ›tz‹ in seiner Gaumen-Dehnplatte verfing, »das einzige Gute an Blowjobs sind die feuchten Handjobs, die dazugehören.«

»Darauf ein Amen.«

»Sonst bumst man ja ein Glas Wasser mit Zähnen.«

»Und das ist sinnlos«, meinte ein rothaariger Junge, der bei dem Gedanken an den Epilog von *Harry Potter und die Heiligtümer des Todes* immer noch eine Gänsehaut bekam.

»Nihilistisch.«

Wenn Gott tatsächlich existierte und richtete, dann hätte Er diesen Jungen in Bausch und Bogen vergeben, weil er gewusst hätte, dass ihr Inneres unter dem Druck äußerer Kräfte stand und dass auch sie nach Seinem Bilde erschaffen worden waren.

Schweigen, als sie langsamer wurden, um Margot Wassermann beim Wasserschlabbern zuzuschauen. Angeblich parkten ihre Eltern zwei Autos vor der Dreifachgarage, weil sie fünf Autos besaßen. Angeblich hatte ihr Spitz noch seine Eier, und diese waren Honigtau.

»Scheiße noch mal, ich wäre jetzt gern der Wasserspender«, sagte ein Junge mit dem hebräischen Namen Peretz-Yizchak.

»Ich würde gern die Lücke in dem offenen Slip füllen.«

»Ich würde meinen Schwanz gern mit Quecksilber laden.«

Kurzes Schweigen.

»Was zum Teufel soll das heißen?«

»Na ja«, erwiderte Marty Cohen-Rosenbaum, geborener Chaim ben Kalman, »so als ... wäre mein Schwanz ein Thermometer.«

»Indem du ihn mit Sushi fütterst?«

»Man könnte das Zeug injizieren. Oder wie auch immer. Du weißt doch, was ich meine, Mann.«

Vierfaches, unbeabsichtigt synchrones Hin und Her des Kopfes, wie man es von Tischtenniszuschauern kennt.

Im Flüsterton: »Damit ich sie in den Arsch ficken kann.«

Die anderen hatten das Glück, Mütter des 21. Jahrhunderts zu haben, die wussten, dass man die Temperatur digital im Ohr maß. Und Chaim hatte das Glück, dass die anderen abgelenkt waren, bevor sie ihm einen Spitznamen verpassen konnten, den er nie wieder losgeworden wäre.

Sam saß mit hängendem Kopf auf einer Bank vor dem Büro Rabbi Singers, den Blick auf seine geöffneten Hände gesenkt wie ein Mönch, der darauf wartet, in Flammen aufzugehen. Die Jungen blieben stehen und richteten ihren Selbsthass gegen ihn.

»Wir haben gehört, was du geschrieben hast«, sagte einer und bohrte einen Finger in Sams Brust. »Du hast eine rote Linie überschritten.«

»Echt übler Scheiß, Kumpel.«

Sonderbar, denn Sams extreme Schweißproduktion begann normalerweise erst, wenn die Bedrohung nicht mehr akut war.

»Ich habe das nicht geschrieben, und ich bin nicht dein ...« – er deutete Anführungsstriche an – »... *Kumpel*.«

Das hätte er erwidern können, tat es aber nicht. Er hätte auch erklären können, warum der Anschein auf ganzer Länge trog. Tat es aber nicht. Stattdessen verbuchte er wie üblich alles auf der Sollseite des Lebens.

Hinter der Tür des Rabbis und vor dem Schreibtisch des Rabbis saßen Sams Eltern, Jacob und Julia. Sie wollten nicht dort sein. Niemand wollte dort sein. Der Rabbi musste sich ein paar hübsche, gehaltvoll klingende Worte über jemanden namens Ralph Kremberg ausdenken, der um vierzehn Uhr in die Erde gesenkt werden sollte. Jacob hätte lieber an seiner Bibel für *Immerfort sterbende Menschen* gearbeitet, das Haus nach seinem verschwundenen Handy abgesucht oder wenigstens geschaut, was das Internet zum Thema Dopamin zu bieten hatte. Und Julia sollte heute eigentlich freihaben – dies hier war das Gegenteil von frei.

»Warum ist Sam nicht dabei?«, fragte Jacob.

»Ich halte ein Gespräch unter Erwachsenen für das Beste«, sagte Rabbi Singer.

»Sam ist erwachsen.«

»Sam ist *nicht* erwachsen«, sagte Julia.

»Weil ihm noch drei Verse fehlen, bis er die Segenssprüche nach der Haftarat beherrscht?«

Julia ignorierte Jacob, legte eine Hand auf den Schreibtisch des Rabbis und sagte: »Einem Lehrer Widerworte zu geben, ist natürlich ein Unding, und wir möchten den Vorfall irgendwie gutmachen.«

»Ja, klar«, sagte Jacob, »aber finden Sie eine Schulsperre nicht etwas zu drakonisch für einen Vorfall, der nüchtern betrachtet eine Lappalie ist?«

»Jacob ...«

»Was?«

In dem Bemühen, mit ihrem Mann, nicht aber mit dem Rabbi zu kommunizieren, drückte Julia zwei Finger an die Stirn, schüttelte den Kopf und blähte die Nase auf. Sie wirkte weniger wie ein Mitglied der Gemeinde, eine Ehefrau und Mutter, die den Ozean von der Sandburg ihres Sohnes fernhalten wollte, sondern eher wie der Coach eines dritten Baseman.

»Adass Jisroel ist eine fortschrittliche Shul«, sagte der Rabbi, woraufhin Jacob die Augen verdrehte, ein würgereizartiger Reflex. »Wir können auf eine lange und stolze Geschichte zurückblicken, in der wir stets über den jeweiligen kulturellen Normen gestanden und das göttliche Licht, das Ohr Ein Sof, in jedem Menschen gesucht haben. Rassistische Beschimpfungen wiegen hier außerordentlich schwer.«

»Was?«, fragte Julia und setzte sich in Positur.

»Das kann nicht sein«, sagte Jacob.

Der Rabbi entließ den Seufzer eines Rabbis und schob Julia einen Zettel hin.

»Das hat er gesagt?«, fragte Julia.

»Geschrieben.«

»Was denn?«, fragte Jacob.

Julia las die Liste mit ungläubigem Kopfschütteln vor: »Dreckiger Araber, gelber Affe, Fotze, Japse, Schwuchtel, Tortillafresser, Itzig, N-Wort ...«

»Hat er ›N-Wort‹ geschrieben?«, fragte Jacob. »Oder das *tatsächliche* N-Wort?«

»Das Wort selbst«, sagte der Rabbi.

Obwohl die Klemme, in der sein Sohn steckte, seine größere Sorge hätte sein müssen, wurde Jacob durch die Tatsache irritiert, dass es sich um das einzige Wort handelte, das auf gar keinen Fall laut ausgesprochen werden durfte.

»Da muss ein Missverständnis vorliegen«, sagte Julia, die den Zettel endlich an Jacob weiterreichte. »Sam pflegt mit Hingabe Tiere, die ...«

»*Cincinnati* Bow Tie? Das ist keine rassistische Beschimpfung, sondern eine Praktik beim Sex. Glaube ich. Vielleicht.«

»Sind nicht nur Beschimpfungen«, sagte der Rabbi.

»Wissen Sie was? Ich bin mir ziemlich sicher, dass ›Dreckiger Araber‹ auch eine Sexpraktik ist.«

»Wenn Sie das beschwören können.«

»Ich will damit nur sagen, dass wir die Liste vielleicht falsch verstehen.«

Wieder ihren Mann ignorierend, fragte Julia: »Was sagt Sam dazu?«

Der Rabbi zupfte an seinem Bart, suchte nach Worten wie ein Makak nach Läusen.

»Er hat alles geleugnet. Lautstark. Aber diese Liste war vor dem Unterricht noch nicht da, und er sitzt allein an dem Tisch.«

»Das war er nicht«, sagte Jacob.

»Es ist seine Handschrift«, sagte Julia.

»Dreizehnjährige schreiben alle gleich.«

Der Rabbi sagte: »Er konnte nicht erklären, wie der Zettel dort hingelangt ist.«

»Ist ja auch nicht sein Job«, sagte Jacob. »Und nebenbei: Wenn Sam diese Worte tatsächlich geschrieben hat, warum zum Teufel hätte er den Zettel dann auf dem Tisch liegen lassen sollen? Die Unverfrorenheit beweist seine Unschuld. Wie in *Basic Instinct*.«

»In *Basic Instinct* hat sie es aber getan«, erwiderte Julia.

»Ja?«

»Der Eispickel.«

»Kann sein. Aber das ist ein Film. Dieser Zettel muss Sam von einem kleinen Hardcore-Rassisten untergejubelt worden sein, der ihm schaden will.«

Julia wandte sich direkt an den Rabbi: »Wir sorgen dafür, dass Sam begreift, warum die Bezeichnungen so verletzend sind.«

»Julia«, sagte Jacob.

»Genügt eine Entschuldigung beim Lehrer, damit die Bar Mizwa wie geplant stattfindet?«

»Das wollte ich auch vorschlagen. Nur hat unsere Gemeinde leider Wind von den Worten bekommen. Also ...«

Jacob schnaufte frustriert – eine Eigenart, die er Sam entweder beigebracht oder von diesem übernommen hatte. »Verletzend für *wen*, wenn ich fragen darf? Zwischen Schattenboxen und einem Nasenbeinbruch besteht ein himmelweiter Unterschied.«

Der Rabbi ließ den Blick lange auf Jacob verweilen. »Wäre es möglich, dass Sam zu Hause Probleme hat?«

»Die Hausaufgaben erdrücken ihn«, setzte Julia an.

»Er war das *nicht*.«

»Außerdem lernt er für seine Bar Mizwa, was ihn jeden Abend eine weitere Stunde kostet, jedenfalls theoretisch. Dazu Cello und Fußball. Sein

jüngerer Bruder Max schlägt sich gerade mit existenziellen Problemen herum, was alle stark belastet. Und Benjy, der Kleinste ...«

»Hört sich an, als hätte er daheim viel um die Ohren«, sagte der Rabbi. »Dafür habe ich natürlich Verständnis. Wir fordern viel von unseren Kindern. Mehr, als jemals von uns gefordert wurde. Trotzdem dulden wir hier keinen Rassismus.«

»Selbstverständlich nicht«, sagte Julia.

»Moment mal. Sie nennen Sam einen *Rassisten*?«

»Das habe ich nicht gesagt, Mr Bloch.«

»Doch, *haben* Sie. Haben Sie *sehr wohl*. Julia ...«

»Ich weiß nicht mehr genau, was er gesagt hat.«

»Ich sagte: ›Wir dulden hier keinen Rassismus‹.«

»Rassismus ist, was Rassisten sagen.«

»Schon mal gelogen, Mr Bloch?« Jacob suchte seine Jackentasche zum wiederholten Mal reflexartig nach seinem Handy ab. »Ich gehe davon aus, dass Sie, wie jeder Mensch auf Erden, schon mal gelogen haben. Aber deshalb sind Sie noch lange kein Lügner.«

»Sie nennen mich einen Lügner?«, fragte Jacob, die Finger um nichts gekrallt.

»Sie betreiben Spiegelfechterei, Mr Bloch.«

Jacob wandte sich an Julia. »Ja, das N-Wort ist eindeutig schlimm. Schlimm, schlimm, richtig schlimm. Aber es ist nur eines von vielen Wörtern.«

»Meinst du, die Einordnung in größere Zusammenhänge wie Fremdenfeindlichkeit, Homophobie und Perversion würde die Sache *besser machen*?«

»Aber er *war es nicht*.«

Der Rabbi rutschte auf seinem Stuhl herum. »Darf ich offen sprechen?« Er schob den Daumen in die Nase, als wollte er andeuten, dass er sich auch irren konnte. »Sam hat es sicher nicht leicht – als Irving Blochs Enkel.«

Julia lehnte sich zurück und dachte an Sandburgen und die Pforte des Shinto-Schreins, die zwei Jahre nach dem Tsunami in Oregon angespült worden war.

»Wie bitte?« Jacob fuhr zum Rabbi herum. »Was?«

»Als Vorbild für ein Kind ...«

»Das ist ein starkes Stück.«

Der Rabbi wandte sich an Julia. »Sie wissen sicher, was ich meine.«

»Ich weiß, was Sie meinen.«

»Wir wissen *nicht*, was Sie meinen.«

»Vielleicht war Sam nicht bewusst, dass gewisse Äußerungen, ganz gleich ...«

»Kennen Sie den zweiten Band von Robert Caros Biografie Lyndon Johnsons?«

»Nein.«

»Tja, wären Sie ein weltlicher Rabbi und würden diesen Biografie-Klassiker kennen, dann hätten Sie auf den Seiten 432 bis 435 lesen können, dass sich niemand so engagiert für die Verabschiedung des Voting Rights Act eingesetzt hat, und zwar weder in Washington noch anderswo. Ein Kind könnte kein besseres Vorbild finden.«

»Ein Kind sollte gar nicht erst danach suchen müssen«, sagte Julia, den Blick nach vorn gerichtet.

»Gut ... Hat mein Vater etwas Bedauerliches gebloggt? Ja. Hat er. Es war bedauerlich. Und er bedauert es. Ein Pauschalpreis-Schlemmerbuffet des Bedauerns. Aber wenn Sie hier andeuten wollen, dass er seinen Enkeln durch seine Rechtschaffenheit irgendetwas anderes als ein Vorbild sei ...«

»Bei allem Respekt, Mr Bloch ...«

Jacob wandte sich an Julia. »Wir sollten gehen.«

»Wir sollten Sam helfen.«

»An diesem Ort kann Sam nicht geholfen werden. Es war ein Fehler, ihn zur Bar Mizwa zu zwingen.«

»Was? Wir haben ihn nicht gezwungen, Jacob. Wir haben ihn vielleicht *sanft gedrängt*, aber ...«

»Wir haben ihn sanft gedrängt, sich beschneiden zu lassen. Im Falle der Bar Mizwa war es pure Gewalt.«

»Dein Großvater sagt seit zwei Jahren ständig, dass nur Sams Bar Mizwa ihn noch am Leben erhält.«

»Dann sollten wir sie erst recht bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag aufschieben.«

»Außerdem wollten wir Sam vor Augen führen, dass er jüdisch ist.«

»Glaubst du, das hätte er nicht auch so kapiert?«

»Dass er ein Jude *ist*?«

»Ja, ein Jude. Aber religiös?«

Was die Frage »Sind Sie religiös?« betraf, so stand Jacob stets auf dem Schlauch. Er hatte nie nicht einer Synagoge angehört, nie nicht den Kaschrut entsprochen, nie nicht geplant – nicht einmal in Augenblicken tiefster Frustration über Israel oder seinen Vater oder das amerikanische Judentum oder Gott oder Gottes Abwesenheit –, seine Kinder bis zu einem gewissen Grad mit jüdischer Bildung und jüdischen Riten vertraut zu machen. Aber Doppelverneinungen haben noch keine Religion am Leben erhalten. Oder wie Sams Bruder Max es drei Jahre später in seiner Bar-Mizwa-Rede ausdrücken sollte: »Man kann nur bewahren, was man um keinen Preis aufgeben will.« Und so sehr Jacob sich nach Kontinuität sehnte (der Geschichte und Kultur, der Gedanken und Werte), so gern er geglaubt hätte, dass es nicht nur für ihn selbst, sondern auch für seine Kinder und Enkelkinder einen tieferen Sinn gab – Licht frei zwischen seinen Fingern hindurch.

Zu Beginn ihrer Beziehung hatten Jacob und Julia oft über eine »Religion für zwei« gesprochen. Diese wäre peinlich gewesen, wenn sie nicht so erhebend gewesen wäre. Ihr Sabbat: Jeden Freitagabend las Jacob einen Brief vor, den er im Laufe der Woche für Julia geschrieben hatte,

und sie deklamierte aus dem Gedächtnis ein Gedicht; bei Dämmerlicht, das Telefon war ausgestöpselt, die Uhren lagen unter den Kissen des roten Cordsessels, aßen sie in aller Ruhe, was sie in aller Ruhe zubereitet hatten; sie ließen ein Bad einlaufen und hatten Sex, während sich die Wanne füllte. Mittwochsspaziergänge bei Sonnenaufgang: Der Weg wurde unabsichtlich zu einem Ritual, sie schritten ihn Woche für Woche in beiden Richtungen ab, bis er sogar auf dem Bürgersteig Spuren hinterließ – unmerklich, aber dennoch. An Rosh Hashanah gingen sie nicht zum Gottesdienst, sondern vollzogen das Ritual des *Tashlich*: warfen Brotkrümel, die die Sünden des vergangenen Jahres symbolisierten, in den Potomac. Manche gingen unter, manche wurden von der Strömung ans andere Ufer getrieben, manche von Möwen erbeutet, die ihre noch blinde Brut damit fütterten. Jacob küsste Julia jeden Morgen vor dem Aufstehen zwischen die Beine – nicht als sexuelle Geste (laut des Rituals durfte der Kuss zu nichts führen), sondern als religiöse. Sie begannen auf Reisen Dinge zu sammeln, deren Inneres größer schien als das Äußere: eine Muschel, die den Ozean enthielt, das abgenutzte Farbband einer Schreibmaschine, die Welt in einem Spiegel. Alles begann sich zu ritualisieren – Jacob holte Julia donnerstags von der Arbeit ab, sie tranken stumm den Morgenkaffee, Julia ersetzte Jacobs Lesezeichen durch Zettel mit kurzen Botschaften, bis sich – wie ein Universum, das die äußerste Ausdehnung erreicht hat und wieder auf die anfängliche Größe zusammenschrumpft – alles auflöste.

Am Freitagabend wurde es manchmal zu spät, am Mittwochmorgen war es manchmal zu früh. Nach einer schwierigen Diskussion wurde der Kuss zwischen die Beine abgeschafft, und das Innere wie vieler Dinge ist tatsächlich größer als ihr Äußeres, wenn man sich selbst nicht besonders großmütig fühlt? (Groll kann man nicht ins Regal stellen.) Sie versuchten, so viel wie möglich zu bewahren, und verdrängten, wie säkular sie geworden waren. Manchmal, meist, wenn sich einer verteidigen musste,

was trotz des Flehens aller guten Geister fast zwangsläufig in Schuldzuweisungen mündete, sagte einer der beiden stets: »Ich vermisse unseren Sabbat.«

Sie empfanden Sams Geburt als neue Chance, wie auch die von Max und Benjy. Eine Religion für drei, für vier, für fünf. An jedem Neujahrstag markierten sie die Größe der Kinder auf dem Türrahmen – ein sowohl säkulares als auch jüdisches Ritual –, und zwar gleich morgens, bevor die Schwerkraft den Körper stauchte. Am 31. Dezember warfen sie ihre guten Vorsätze ins Feuer. Dienstags drehte die ganze Familie nach dem Abendessen eine Runde mit Argus und las sich auf dem Weg zum Vace, wo sie die eigentlich verbotenen Arancitas und Limonatas kauften, Zwischenzeugnisse vor. Die Kinder wurden nach einem ausgefeilten Protokoll und in einer bestimmten Reihenfolge zu Bett gebracht, und wenn jemand Geburtstag hatte, schliefen alle in einem Bett. Sie begingen oft den Sabbat – ihren Glauben sowohl praktizierend als auch von außen beäugend – mit Challah aus Bio-Mehl, Kedem-Grapefruitsaft und Spitzkerzen aus dem Wachs vom Aussterben bedrohter Bienen, die in den Silberleuchtern verstorbener Vorfahren steckten. Nach dem Segen und vor dem Essen flüsterten Jacob und Julia ihren Kindern der Reihe nach ins Ohr, worauf sie letzte Woche stolz gewesen waren. Die große Intimität der Finger im Haar, die Liebe, eigentlich kein Geheimnis, aber im Flüsterton bekundet, all das ließ die Glühfäden der gedimmten Lampen erbeben.

Nach dem Abendessen begingen sie ein Ritual, dessen Ursprung keiner mehr kannte und dessen Sinn niemand hinterfragte. Sie liefen mit geschlossenen Augen durch das Haus. Man durfte sprechen, herumalbern, lachen, aber die Blindheit ließ jedes Mal alle verstummen. Sie lernten allmählich, die dunkle Stille zu ertragen, und hielten es zehn, später auch zwanzig Minuten aus. Am Ende versammelten sich alle am Küchentisch und schlugen zugleich die Augen auf. Zwei Offenbarungen: die Fremdheit

eines Zuhauses, in dem die Kinder ihr ganzes Leben verbracht hatten, und die Fremdheit des Sehens.

An einem Sabbat, sie fuhren zu ihrem Urgroßvater Isaac, sagte Jacob: »Ein Mensch betrinkt sich auf einer Party und fährt auf der Heimfahrt ein Kind tot. Ein anderer Mensch betrinkt sich genauso, erreicht aber sein Haus ohne Unfall. Warum muss der Erste lebenslänglich ins Gefängnis, während der Zweite am nächsten Morgen erwacht, als wäre nichts passiert?«

»Weil er ein Kind getötet hat.«

»Bedenkt man das Fehlverhalten, dann sind beide gleichermaßen schuldig.«

»Der Zweite hat aber kein Kind getötet.«

»Weil er Glück hatte. Unschuldig war er nicht.«

»Trotzdem hat der Erste ein Kind getötet.«

»Sollten wir, wenn wir über Schuld nachdenken, neben den Folgen nicht auch Absichten und Verhalten berücksichtigen?«

»Was für eine Party war das?«

»Wie?«

»Ja, und was hatte das Kind zu so später Stunde draußen zu suchen?«

»Entscheidend ist doch wohl ...«

»Seine Eltern hätten dafür sorgen müssen, dass ihm nichts passiert. Sie müssten ins Gefängnis. Nur hätte das Kind dann keine Eltern mehr. Außer, es würde bei ihnen im Gefängnis wohnen.«

»Hast du vergessen, dass es tot ist?«

»Ach ja.«

In der Folge waren Sam und Max von Absichtlichkeit wie besessen. Einmal lief Max in die Küche, die Hände auf dem Bauch. »Ich habe ihn gehauen«, sagte Sam im Wohnzimmer, »aber ohne Absicht.« Oder als Max, um sich zu rächen, Sams halb fertiges Lego-Schloss zertrampelte und sagte: »War keine Absicht. Ich wollte auf den Teppich darunter

»Argus ist alt«, sagte Jacob ohne ersichtlichen Grund. Er wollte den Vorgang nur verlangsamen.

»Ein alter Mann«, sagte der Tierarzt. »Deshalb verstehen wir uns wohl so gut. Sorgen Sie dafür, dass er Sie anschaut.«

»Eine Sekunde«, sagte Jacob, der Argus' Flanke streichelte, die Finger über und zwischen die Rippen gleiten ließ. »Dass es so schnell geht, habe ich nicht erwartet.«

»Möchten Sie noch ein paar Minuten mit ihm allein sein?«

»Was geschieht nach seinem Tod mit ihm?«

»Wenn Sie keine anderen Pläne haben, wird er eingeäschert.«

»Welche anderen Pläne sollte ich haben?«

»Eine Bestattung.«

»Nein.«

»Dann äschern wir ihn ein.«

»Sofort?«

»Wie meinen Sie das?«

»Äschern Sie ihn sofort ein?«

»Wir machen das zweimal pro Woche. Die entsprechende Einrichtung ist nur zwanzig Minuten entfernt.«

Argus jaulte leise, und Jacob sagte: »Alles gut. Alles gut.« Dann fragte er den Tierarzt: »Und wann ist es in diesem Turnus wieder so weit?«

»Ich verstehe nicht ganz.«

»Es sollte mir natürlich egal sein, aber die Vorstellung, dass Argus' Leichnam vier Tage lang herumliegt, gefällt mir nicht.«

Ob man auch für Hunde *Shmira* saß? Kein Geschöpf soll allein sein.

»Wir haben Donnerstag«, sagte der Tierarzt. »Es wird noch heute Nachmittag geschehen.«

»Gut«, sagte Jacob. »Da bin ich erleichtert.«

»Möchten Sie noch fünf Minuten warten? Wäre kein Problem.«

»Nein, schon gut.«

»Ich werde leicht auf Argus' Vene drücken, damit ich sie nicht verfehle. Am besten, Sie halten ihn währenddessen. Nach einigen Sekunden atmet er tiefer, und danach sieht es aus, als würde er schlafen.«

Jacob war verwirrt, weil der Tierarzt Argus' Namen benutzte, anstatt *ihm* oder *er* zu sagen. Diese fortwährende Erinnerung an Argus' Persönlichkeit, die Jacob wiederum daran erinnerte, dass er seinem Hund diesen Namen gegeben hatte, empfand er als grausam.

»Obwohl bewusstlos, kann Argus nach der Spritze noch ein paarmal atmen. Je älter ein Hund, desto mehr Atemzüge im Zustand der Bewusstlosigkeit. Warum das so ist, weiß ich nicht, aber es geschieht häufig.«

»Interessant«, sagte Jacob, und kaum hatte er das Wort ganz ausgesprochen, da schlug sein Unbehagen darüber, dass der Tierarzt Argus' Namen benutzte, in Wut auf sich selbst um – eine Wut, die oft tief vergraben war, die er oft projizierte, die aber stets in ihm schwelte. *Interessant*. Wie konnte er gerade jetzt etwas so Saublödes sagen. Was für eine banale, würdelose, widerwärtige Bemerkung. *Interessant*. Den ganzen Tag hatte er Angst, Trauer und Schuld empfunden, weil er Argus nicht noch etwas mehr Lebenszeit gönnte, und war zugleich stolz darauf gewesen, ihm so viel Zeit gegönnt zu haben, aber jetzt, da es so weit war, war er nur wütend.

»Sind Sie bereit, ihn gehen zu lassen?«, fragte der Tierarzt.

»Tut mir leid. Noch nicht.«

»Natürlich.«

»Alles gut«, sagte Jacob und zupfte am Hautlappen zwischen den Schultern, weil Argus das immer sehr genoss.

Offenbar hatte er dem Tierarzt einen auffordernden Blick zugeworfen, denn dieser fragte noch einmal: »Sind Sie bereit?«

»Sie betäuben ihn nicht und verabreichen ihm auch kein Schmerzmittel, damit er die Spritze nicht spürt?«

»Manche Tierärzte tun das. Aber es kann einen Hund unnötig verängstigen.«

»Oh.«

»Manche Leute möchten zunächst ein paar Minuten allein gelassen werden.«

Jacob zeigte auf die Phiole in der Hand des Tierarztes und fragte:
»Warum ist die Flüssigkeit so farbig?«

»Damit man sie nicht verwechselt.«

»Leuchtet ein.«

Er musste loslassen, die Wut und alles andere, brauchte dazu Hilfe, musste es aber allein schaffen.

»Kann ich bei Argus bleiben? Bis zur Einäscherung?«

»Das sollte sich einrichten lassen.«

Jacob sagte: »Argus«, und taufte ihn so ein zweites Mal – einmal zu Beginn, einmal am Schluss.

Argus hob den Kopf und sah Jacob an. In seinem Blick lag keine Schicksalsergebenheit. Keine Vergebung. Kein Wissen darum, dass nicht mehr geschehen konnte als das, was geschehen war. So musste es sein, so sollte es sein. Ihre Beziehung beruhte nicht auf dem, was sie teilen konnten, sondern auf dem, was sie nicht teilen konnten. Zwischen zwei Geschöpfen, egal welcher Art, liegt eine unüberbrückbare, jeweils einzigartige Kluft, eine Freistatt, die andere nicht betreten können. Sie kann die Gestalt des Alleinseins annehmen. Sie kann die Gestalt der Liebe annehmen.

»Okay«, sagte Jacob zum Tierarzt, ohne den Blick von Argus' Augen zu lösen.

»Bedenken Sie, wie die Odyssee endet«, sagte der Tierarzt und machte die Nadel bereit. »Argus stirbt erfüllt. Sein Herrchen ist endlich heimgekehrt.«

»Ja, aber nach so viel Leid.«

»Er hat Frieden gefunden.«

Jacob sagte nicht zu Argus: »Alles wird gut.« Er sagte: »Schau mich an.«

Er sagte zu sich selbst: *Das Leben ist kostbar, und ich lebe in der Welt.*

Er sagte zum Tierarzt: »Ich bin bereit.«